

## Paul Claudel und die Demut

Von Franz Hillig S. J., München

Claudel ist tot. Frankreich hat ihn mit einem Staatsbegräbnis geehrt. Die WeltPresse hat sich noch einmal vor dem greisen Dichter und seinem Werk verneigt. Selten ist auf einen Mann so viel Ehre gehäuft worden und selten ist einer auf allen Gebieten des Lebens so erfolgreich gewesen. (Paul Claudel gehörte zu den wohlhabenden Männern seines Landes.) Doch schon spürt man durch die Nachrufe und letzten Ehrungen hindurch eine kühle Distanz. Claudel, der von allen bewundert wird, wird nicht von allen geliebt. War er zu erfolgreich? War er zu geschickt? Hat er in all den dramatischen Wechselfällen seines langen Lebens, das sich von 1868 bis 1955 spannt, einen gesunden politischen Instinkt bewiesen? (So leicht verfallen die Dichter trügerischen Parolen! Er hat Pétain gefeiert und dann de Gaulle!) Während Paul Claudel vor Gottes Gericht steht, der barmherzig ist, beginnen die Menschen ihn vor ihr kurzsichtiges und unbarmherziges Gericht zu ziehen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, den Menschen Claudel und seine Lebensführung zu rechtfertigen. Dazu fehlen zur Stunde nicht nur die biographischen Voraussetzungen, dazu haben wir auch gar kein Recht. Doch anders steht es um das Werk des Dichters und das in ihm enthaltene christliche Bekenntnis. Claudel gilt nicht nur weithin als der große katholische Dichter und ist als solcher vom Heiligen Vater in einziger Weise geehrt worden, er war es auch tatsächlich. Wer könnte nach Léon Bloy, an den er nicht selten erinnert, und neben Péguy und Bernanos in der französischen Literatur (ja in der modernen Literatur schlechthin) diesen Namen mit mehr Recht beanspruchen als er? Gertrud von le Fort konnte schreiben: „Das Gesamtwerk Claudels unterscheidet sich von allen zeitgenössischen Dichtungen der letzten Jahrhunderte überhaupt, dadurch, daß es nicht nur von allgemein christlich-religiösen Gedanken, sondern durch und durch vom Dogma her bestimmt ist“ (Die ewige Frau). Eugen Gottlob Winkler hat Claudel „Frankreichs größten, katholischen Dichter“ genannt (Gestalten und Probleme). Für Karl Pfleger ist er „nach Dante der gewaltigste Sänger des Schöpfungssymbolismus“ (Hochland, Juli 1933).

Doch nun sagt man uns, daß gerade das gar nicht zutreffe. Niemand spricht dem Dichter der „Fünf großen Oden“ und des „Scidenen Schuhs“ eine „gewisse Größe“ ab. Aber sie soll aus „Grausamkeit, Hochmut und Sadismus“ (Abbé Ducaut) geboren sein. Er, der ein Kämpfer für die Lehre der weltweiten Kirche war, soll durch Eigenschaften wie „Engstirnigkeit, Härte, ja Haßgefühle“ gekennzeichnet sein. Er soll Gide gehaßt und Goethe verachtet haben. Seinem ganzen Leben hafte etwas Unchristliches an. Was ihm fehle, sei „eine christliche Kardinaltugend, die Demut“. All diese Vorwürfe finden sich in einem Feuilleton von Paul Hühnerfeld, veröffentlicht in „Die Zeit“, Hamburg (3. März 1955, Nr. 9). Es sei zugestanden, daß Hühnerfeld das Endurteil über das Christentum Claudels dem Herrgott überläßt. Dennoch darf das, was er in den wenigen Zeilen seiner Notiz andeutet, nicht unwidersprochen bleiben. Denn nicht nur spricht er dem Dichter die wesentliche Demut ab, auch die behrührte Bekehrung des jungen Claudel in Notre-Dame zu Paris am 26. Dezember 1886 (nicht 1892) soll nicht Gnade Gottes, sondern eigenmächtiges Ansichreßen aus „gigantischer Kraft“ und ein gewaltiges Sich-Eindrängen gewesen sein, das den Dichter, statt ihm einzulassen, gerade für immer von dem ausschloß, dessen die schlichten Gläubigen unbefangen teilhaft sind: vom Glauben und dem Leben der Kirche.

Wie ist eine solche Deutung möglich? Und wie kommt man dazu, Claudel die Demut abzusprechen, die allerdings das Fundament allen christlichen Lebens ist? Es lohnt sich, die-

ser Frage nachzugehen. Sie hat weit über den Fall Claudel hinaus Bedeutung. Sie betrifft den christlichen Dichter überhaupt und darüber hinaus letzten Endes jeden bekennenden Christen. Sie stellt sich für Männer wie Bloy, Péguy und Bernanos und für jeden, der es wagt, mitten in unserer modernen Welt aus seinem christlichen Glauben heraus Farbe zu bekennen und die Dinge beim Namen zu nennen.

Claudel ist nicht nur durch seine dichterische Gewalt und Eigenwilligkeit ein erratischer Block in der modernen Literatur. (Bernhard von der Marwitz: „seine noch nie erhörte Kunst“ habe sich „wie ein Glockengeläute mitten unter diesem dunstigen Tag erhoben“. Ernst Robert Curtius: „Claudel wirkt unter den modernen Franzosen als der einzige ursprüngliche Dichter, für den die Dinge neu sind wie am ersten Tag“. Wl. Weidlé: „Seit dem 16. Jahrhundert hat die französische Sprache nicht mehr diese lebendige Fülle und diesen orgelstarken Klang gekannt“. Vallery-Radot: „Dieses Gehaben eines Erzengels“) — Claudel ist vor allem dadurch ein Sonderfall oder deutlicher, ein Anstoß und Ärgernis, daß er so ausdrücklich und unverblümt seine gesamte Dichtung aus dem Glauben der Kirche gestaltet. Er will einfach nur dieses sein: ein Sänger der katholischen Wahrheit. Der Dichter hat eine priesterliche und dienende Funktion: „Ich habe nie etwas anderes gesucht, und alle meine Schriften haben keinen anderen Zweck, als ein Weg zu sein, den man benutzt, und dann vergißt“ (in Jacques Madaule, *Le Génie de Paul Claudel*).

Man schlage einen der vierzig Bände seines Werkes auf: Die fünf großen Oden oder den Briefwechsel mit J. Rivière, den Seidenen Schuh oder den Briefwechsel mit A. Gide, die Feuilles de Saints oder den Gedichtband *Corona Benignitatis Anni Dei* oder einen der Prosabände und Bibelkommentare<sup>1</sup>: es ist immer das gleiche, aus all seinen Schöpfungen tönt es orgelstark: *Credo in unam sanctam catholicam Ecclesiam*. Dieses Bekenntnis ist nicht nur von einem gewaltigen schöpferischen Reichtum, von einer unerhörten Fülle beschwörender Klänge und Bilder, es ist von einer stählernen Festigkeit, es ist von einer felsenhaften Unerschütterlichkeit. Es gibt da für Claudel kein Handeln und Paktieren. Eines ist ihm total fremd: der Relativismus.

Jedes klare christliche Ja schließt ein ebenso entschiedenes Nein in sich. Claudel kommt aus dem Zeitalter des Materialismus. In seiner Jugend herrschte an den Hochschulen der Unglaube und es wehte ein scharfer antikirchlicher Wind. Claudel, der wie die meisten andern Kinder damals noch seine erste heilige Kommunion gehalten hatte, ist in dem Sinn „Konvertit“, daß er nach Jahren des Unglaubens die Eisenstäbe des deterministischen Kerkers (mit der Gnade und als Werkzeug der Gnade) hat aufsprengen müssen. Wer um das Leben ringt, gebraucht keine Handschuhe. Kann man es ihm verübeln? „Endlich kam ich frei von der scheußlichen Welt eines Taine, eines Renan und der andern Moloche des 19. Jahrhunderts, aus diesem Galeerendasein“ einer deterministischen Welt ohne Gott und Freiheit (an J. Rivière, 12. März 1908).

Heiliger Zorn flammte in dem Dichter auf, so oft er auf die Väter des modernen Unglaubens zu sprechen kommt: „Weise, Epikureer, Novizenmeister der Hölle, Praktiker der Einführung in das Nichts, Brahmanen, Bonzen, Philosophen... Sei gelobt, mein Gott, der Du mich von den Götzen befreit hast!... Herr, Du hast mich erlöst von den Büchern und den Ideen, den Idolen und ihren Pfaffen... Gespenster und Puppen werde ich nicht ehren, weder Diana noch die Pflicht (das gilt Kant!), weder die Freiheit noch Apis, den Stier. Nicht eure Genialischen und Heroischen, nicht eure großen Männer und Übermänner (das gilt Nietzsche und dem Kult der unchristlichen Klassiker!); gleichen Abscheu all diesen Entstellten!“ (Aber man muß die ganze dritte der fünf großen Oden, das „Magnifikat“ seiner Befreiung lesen! — deutsch von Urs von Bathasar in der Reihe „Zeugen des Wortes“, Herder, Freiburg.)

Seiten um Seiten des Claudelschen Werkes haben diesen bekennenden Klang. Ist das gegen die christliche Demut und gegen die Liebe? Es gibt Kreise — und sie sind weit verbreit-

<sup>1</sup> Einen ausgezeichneten Querschnitt durch das Gesamtwerk Claudels vermitteln die beiden Auswahlbände von André Blanchet „La Perle noire“ (Dichtung) und „Pages de Prose“ (Prosa), beide bei Gallimard. Der Prosaband ist auch deutsch erschienen „Paul Claudel. Ausgewählte Prosa“. Ins Deutsche übertragen von E. M. Landau. Benziger, Einsiedeln, Köln, 1949.

tet unter den sogenannten Gebildeten unserer westlichen Welt —, die sind bereit, das Christentum gelten zu lassen, wenn es „bescheiden“ auftritt. Das heißt: es muß mehr oder weniger ausdrücklich alle und alles gelten lassen. Es muß mitspielen in dem Spiel des Relativismus. Es muß sich als eine mögliche religionsgeschichtliche und religionspsychologische Spielart verstehen. Die einzige Sünde für diese Kreise, was allein shocking ist (scandalous and revolting), ist der Verstoß gegen die Ästhetik. Das war schon zu Augustins Zeiten so, wie jeder in seinen „Bekenntnissen“ nachlesen kann. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, welche Gefühle das Wort „dogmatic“ im modernen Angelsachsen z. B. hervorruft. Sie stehen in einem „Handbook of Synonyms“ (New York 1947) verzeichnet und lauten: „arrogant, authoritative, dictatorial, doctrinal, domineering, imperious, magisterial, opinionated, overbearing, self-opinionated!“ Alles Worte, die gewisse Kritiker gern auf den Mann anwenden, der gesagt hat, daß „der Ehrentitel Katholik der schönste sei, den es in menschlicher Sprache gibt“ und daß die Wirkung seiner Dichtung darauf beruhe, daß sie von einem Menschen stamme, „der vor der Herrlichkeit Gottes niederkniet; sie ist es, die durch diese kläglichen Verse hindurchschimmert“; und der am Abend seines Lebens bekannt hat: „Wie beruhigend ist es für mich, dereinst auf meinem Sterbebett denken zu können, mit meinen Büchern nie zu dieser ungeheuerlichen Häufung von Finsternis, Zweifel und Unrat beigegetragen zu haben, die die Menschen gefährden, sondern meinen Lesern zu neuem Mut, zu neuem Glauben, neuer Freude und neuer Zuversicht verholfen zu haben“ (Positions et Propositions). „Die Hauptidee meiner Berufung ist die große Sehnsucht, die große Bewegung hin zur göttlichen Freude, und der Versuch, die gesamte Welt: die der Gefühle, der Ideen und der Völker und Länder an diese Freude zu fesseln; das ganze Universum an seine ursprüngliche Be- stimmung zu erinnern: Paradies zu sein (das heißt: Garten Gottes)“.

Die Menschen, die sich auf die christliche Liebe und Milde berufen (und darunter oft eben ein Leistreten und „Mitspielen“ verstehen) vergessen, daß die erste Frage, die die Kirche an den Täufling stellt, die Frage nach seinem Glauben ist. Für diesen Glauben sind die Martyrer aller christlichen Jahrhunderte gestorben, und der Herr wird nur diejenigen vor dem Vater im Himmel bekennen, die sich hier auf Erden offen zu ihm bekannt haben (Mt 10, 32). Das Bekenntnis zum Glauben kann nicht gegen die Demut sein. Und wo stände geschrieben, daß es wenigstens vorsichtig und sozusagen leise abzulegen wäre? Es hat gewiß unter den christlichen Bekennern ausgesprochen sanfte NATUREN gegeben. Aber Bernhard von Clairvaux und Hieronymus? Aber Johannes und Paulus? Ja, Christus, der Herr selbst? Er ist eben keineswegs der bequeme, schäfchenstreichelnde „liebe Heiland“ des Liberalismus und einer verkitschten, sentimentalnen Frömmigkeit. Er hat nicht Toleranz um jeden Preis gepredigt, sondern eine hohe, fordernde Liebe, die vom Feuer Gottes brennt. Er steht vor uns als der Heilige, Entscheidungsfordernde; als Zeichen des Widerspruchs aufgerichtet zwischen Irrtum und Wahrheit, zwischen Laster und Heiligkeit, zwischen Menschengedanken und Gottes Wille. Vor ihm muß sich der Mensch entscheiden.

Gewiß, das ist wahr. Und dennoch wird uns bange, wenn nicht mehr Christus der Herr oder seine Apostel vor uns stehen, sondern irgendein Mensch. Wir müssen zugeben, daß die Verkündigung der Christuswahrheit von einer eigenen und schmerzhaften Problematik be- schattet und belastet wird in dem Augenblick, da ein Mitmensch, ein Freund, Bruder und Zeitgenosse mit dem Anspruch auftritt, im Namen Christi und seiner Kirche zu sprechen. (Aber es ist eine Problematik, die in dem Herrenwort gründet: Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch (Jo 20, 21) und also in ihm auch ihre Lösung besitzt!) Diese Sorge gilt für den Priester, der einen amtlichen Auftrag dazu hat; sie gilt für den christlichen Dichter und Künstler, die man doch wohl zu den Charismatikern rechnen darf.

Ob nicht der Herr auch heute mehr als einmal die Schroffheit seiner Diener desavouieren würde, wie er einst den Übereifer der „Donnersöhne“ in die Schranken gewiesen hat, die Feuer auf einen ungestlichen Ort Samarias herabrufen wollten? Was Claudel angeht, so muß man sagen, daß nicht nur seine Muse der trunkenen Mänade gleicht, sondern sein ganzes Wesen von stierhafter Kraft und Unbändigkeit gewesen ist. Es mag ihn zu Ausbrüchen hinge- risseen haben, die sich mit der christlichen Liebe tatsächlich nicht vertragen. Aber das sind letztlich mehr Fragen des Temperamentes. Die Gnade beläßt dem Menschen seine Natur,

auch dem Heiligen. Sie hat auch aus dem eifernden Paulus kein Lamm gemacht (und welcher kämpferische Eifer für die Ehre Gottes findet sich nicht bei den alttestamentlichen Propheten, ein Eifer für das Haus des Herrn, der noch heute den Karmel erfüllt!). Nie ist christliche Milde mit Lauheit zu verwechseln. Wer weder warm noch kalt ist, wird ausgespien (Offb 3, 16).

Claudel hat übrigens selbst zu unserem Problem Stellung genommen. Er tat es in einer Rede, in der er Péguy gegen genau den gleichen Vorwurf verteidigte: „In seinem unlängst im Figaro veröffentlichten Artikel bemerkt André Billy, die katholischen Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts hätten sich durch ganz andere Eigenschaften ausgezeichnet, als durch die Nächstenliebe. In der Tat fallen einem sofort die Namen von Joseph de Maistre, Veuillot, Barbey d'Aurevilly und Léon Bloy ein. Man könnte auch den Pascals hinzusetzen; und warum nicht auch den so mancher Kirchenväter, deren Auseinandersetzungen mit den Häretikern nicht immer ein Muster der Liebenswürdigkeit und Höflichkeit waren? Doch die katholische Kirche und mit ihr die ihr anvertrauten Wahrheiten befinden sich seit zwei Jahrhunderten in der Lage einer belagerten Stadt. Man kann sie wahrhaftig nicht mit einem Lämmerschwanz in der Hand verteidigen. «Wenn ich das Blut eines Franzosen sehe», sagte Jeanne d'Arc, «dann sträuben sich mir die Haare auf dem Kopf.» Aber es gibt auch eine moralische geistige Art, sein Blut zu verlieren; und vor dem trostlosen Schauspiel so vieler Kadaver, so vieler Halbtoter, so vieler Kranker und Krüppel um uns herum, habe ich nur eines festzustellen, nämlich, daß es eine Verantwortung gibt und daß ich angesichts solcher Verantwortung die Entrüstung Péguys erfrischend finde. Es will mir scheinen, ich sehe den Degen in seiner Hand blitzen... und ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch einmal einer Waffe widerfahren kann, das wohltuendste aller Werkzeuge zu sein. — Die große Kraft Péguys war sein Mut im Dienste des Glaubens, war sein Bekennermut“ (Ausgew. Prosa).

Wie Péguy und Bloy hat Claudel des Schwert geführt. Dabei hat er durchaus auf seine Weise gekämpft, und kein Katholik ist verpflichtet, von seinem Schreibstil oder seinem Kampfstil begeistert zu sein. (Es ist interessant im Bernanos-Buch von Urs von Balthasar nachzulesen, welche Reserven Bernanos gegen Claudel macht, der ihm sachlich doch so nahe steht.) Claudel kämpft eben als „Erzengel“, sein Stil ist tönend und orgelhaft. Er liebt die „grandiloquenten Synthesen“ (Urs von Balthasar). Man darf seinem bärbeißigen Humor dabei nicht übersehen. Er ist darin eben doch Gallier, und manches ist im französischen Original köstlich, was in der Übersetzung kaum noch erträglich klingt.

Das klassische Beispiel, das die These von der fehlenden Demut und Nächstenliebe Claudels zu bestätigen scheint, ist der Briefwechsel Paul Claudel — André Gide, der sich von 1899 bis 1926 erstreckt, und in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart auch Deutsch erschienen ist. Es ist ein erschütterndes Dokument des Ringens zwischen den „beiden Polen des Abendlandes“, wie eine Besprechung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung es formuliert hat. Dieses Ringen Claudels um die Seele Gides erforderte eine eigene Darstellung. Hier kann es nur zu einigen abschließenden Bemerkungen herangezogen werden. Es sei unumwunden zugegeben, daß in diesem Briefwechsel André Gide gegenüber dem festen und harten Claudel sympathischer wirkt. Er ist hilflos und wehrlos. Er ist elastisch und voller Verständnis. Dennoch darf man sich hier nicht allein von stilistischen und psychologischen Gesichtspunkten leiten lassen. Wenn in all diesen Briefen Claudel „hinter seinem Freund her ist“ (ob immer auf die glücklichste Art, das steht auf einem andern Blatt), dann ist das echte christliche Liebe. Es ist verantwortliche Liebe, die nicht ein Auge zudrückt oder schmeichelt, sondern die zu mahnen und wehzutun wagt. Literarisch ist Claudel hier in der undankbaren Rolle, alle „Literatur“ hinter sich zu lassen und Fraktur zu reden. Es ist das Ärgernis, daß hier die Ästhetik verworfen wird, wo sie ein Gift verdeckt, und Laster Laster genannt wird.

Daß Gides Menschlichkeit so sympathisch wirkt, mag selbstverständlich daher röhren, daß dieser labile, sich nie bindende, immer wieder vor Gott Fliehende zugleich ein rührender, lieber Mensch gewesen ist (nie ist der sündige Mensch reine Abscheulichkeit). Aber es kann doch auch gerade darin seinen Grund haben, daß Gide sich eben frei gemacht hat in der

schrecklichen Freiheit des Ungehorsamen, die ihm erlaubt, seinem eigenen Gesetz und den jeweiligen feinsten Schwingungen seines Gefühls zu folgen, während Claudel als der „Dienst des Gesetzes“ als der „Wächter“, der zum Gehorsam ruft, auch da menschlich hart erscheinen mag, wo er in Wirklichkeit Werkzeug der Liebe des Guten Hirten ist.

Hier zeigt sich noch ein anderer Zusammenhang. Man wirft dem gläubigen Claudel mangelnde Demut vor. Aber ist nicht das Sich-gefangen-geben in den Gehorsam des Glaubens hinein die eigentliche und tiefste Demut? Gides zunächst bestechende Schmiegksamkeit, Freiheit und Unabhängigkeit wurzelt theologisch letztlich in einem satanischen Sichverweigern. Claudel hat in Einfalt und Ehrlichkeit seinen (unbändigen) Geist in die Torheit des christlichen Glaubens hinein geopfert. „Demut ist die Tugend des geschöpflichen Standortes“ (B. Häring, *Das Gesetz Christi*). Sie ist gar keine psychische Qualität. Ein Raubautz kann sie vollziehen und ein verfeinerter Ästhet kann sie mit Füßen treten.

Die Hoffnung Claudels, von der er in einem Brief aus Tokio am 12. Januar 1924 an Gide spricht, dieser näherte sich gleichfalls „der schlichten Landstraße, auf der er (Claudel) daherziehe“, hat sich nicht erfüllt. Aber dieses Wort zeigt wieder, welchen Weg der Christenmensch Claudel, der Bekehrte von 1886, gewählt hat und gegangen ist: Es ist die „humble grand'route“ und das heißt nach dem Grundsinn die „demütige Straße“, nicht die stolze Gratwanderung des Einzelgängers, sondern der „Kuhweg des Kirchenvolkes“, wie man kräftig übersetzen könnte. Claudel hat die Messe mitgefiebert, er hat gebeichtet und kommuniziert. Er war einfach ein treuer Sohn seiner Kirche. Das ist die wesentliche Demut, mit der gut sterben ist. Auch das hat man ihm verübt, daß er vor seinem Tode sagte: „Laßt mich ruhig sterben. Ich habe keine Angst“. Er hatte noch Zeit, die Wegzehrung zu empfangen. Sein letzter Blick ruhte auf einem Bild der himmlischen Mutter mit dem göttlichen Kind. Auf seinem Schreibtisch, an dem er eben noch gearbeitet hatte, lagen sein Meßbuch und die Bibel, die er seit Jahrzehnten „bewohnte“, wie er sich ausdrückte, und das letzte unvollendete Manuskript, ein Kommentar zum Propheten Isaias.

Man hat gefragt, ob Claudel ein Heiliger war. Wer von uns ist schon ein Heiliger? Es ist schon viel, wenn man sich Mühe gibt, wenn man eine brennende Sehnsucht hat nach der Vollendung durch die Gnade. Spricht nicht ein ehrliches Wissen um seine Grenzen und Kanten und eine schöne Sehnsucht nach Vollendung aus dem Wort, das der Dichter geschrieben hat:

„Wie sehr würde ich wünschen, daß der Schriftsteller Claudel vollständig verschwände und daß man unter den lächerlichen Verkleidungen des Literaten nur noch den Menschen sähe, der unbestreitbar dahinter steht, das heißt den Diener Gottes, den Fanatiker des göttlichen Ruhms, der göttlichen Wahrheit und der göttlichen Liebe. Es ist dieses Gefühl meiner vollständigen Unzulänglichkeit am Ende meiner langen Laufbahn, das meinen letzten Werken einen ironisch-burlesken Ton gibt. Aber ich wünsche, daß auch dieser Ton noch dem demütigen einer reinen und kindlichen Hingabe an die göttlichen Dinge weichen möge.“

Claudel ist tot. Laßt uns beten für den Dichter, der so viele Ungläubige zu Christus geführt und so viele Christen in ihrem Glauben gestärkt hat!